

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 47

Artikel: Das Schultheissen-Schloss in Büren a.A.
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hauchten in die blauen kleinen Hände und setzten sich auf die unbequemen Bänke. Eines hob den Finger.

„Des Gorsat Nini ist gestorben heute nacht,“ berichtete es. „Mutter sagte, ich solle es dir erzählen.“ Martin erschrak heftig. Schon wieder ein Opfer. Im Frühjahr erst, kaum daß er in Sinn eingezogen, war ein hustender Knabe erlegen, ein zartes, schwaches Büblein. Und jetzt das hübsche Mädchen.

„Seid ihr alle wohl?“ fragte er ängstlich die Kinder. „Hat keines Halsweh oder Kopfweh?“ Die Kinder schüttelten den Kopf und lachten. Das gehörte doch nicht zum Lernen. Warum fragte der Lehrer?

„Sagt es nur sogleich, wenn eines Schmerzen hat,“ fuhr Martin eindringlich fort. Dann begann die Lese- und Schreibstunde. Große und kleine Kinder buchstabierten. Die vielen Pausen, die der Winter erzwang, machten sich bei der Ausbildung der Kinder fühlbar. Eifrig waren sie aber alle.

Der Lehrer erzählte, denn sie wußten so gar nichts von der Welt. Eisenbahn und Motorwagen schienen ihnen Märchen zu sein, Seide und Samt unbekannte Zauberstoffe. Das Zuckerzeug, das er hatte kommen lassen, schien ihnen aus dem Wunderland zu stammen und der Lehrer selbst nicht ein Mensch zu sein wie ihre Väter und Brüder.

Als die Schule aus war, stieg Martin hinunter bis zu dem Haus, wo die kleine Tote schlief. Es weinte niemand. „Es hat's gut,“ sagte die Mutter. Zwei Kerzen brannten zu Häupten des Bettes, ein Kreuzifix lag auf der Brust des blassen Kindes, sonst war nichts da, kein Zweig, kein Reislein.

„In der nächsten Woche kommt der Pfarrer noch einmal zu uns herauf, — wenn's nicht gar zu arg schneit,“ erzählte der Vater. „Der wird's einsegnen.“

„Gorsat, es muß etwas für die Kinder geschehen,“ sagte Martin eindringlich. „Ein neues Schulhaus muß gebaut werden. Etwas, wenig genug, kann ich beisteuern. Und ihr werdet doch auch etwas tun können.“

„Nein, wir können nichts tun. Nicht einmal eine Fichte vermögen wir zu kaufen, und vermöchten wir es, so fehlt alles andere.“

„Aber Steine sind hier doch genug und Fäuste auch, um sie zu brechen,“ sagte Martin.

„Die Gemeinde hat einmal den Steinbruch, so weit man sehen kann, an eine Gesellschaft verkauft. Die beutet sie für Mineralien aus. Beschwächt sind wir worden, um einen Apfelbuzen haben wir das Dolomitengestein hergegeben. Jetzt müssen wir Steine kaufen, als gehörte die Gotteswelt rings herum nicht einem jeden. Und auf Stein muß das Haus stehen, der Stürme und des Schnees wegen. Und dann die Schulbänke, und die Bücher, und der Ofen, und die Lampen und alles andere. Woher nehmen? Laßt halt in Gottes Namen das Gespenst im Schulhaus wüten. Gut, wenn keins mehr da ist von den armen Dingen, im Himmel haben sie's besser. Abbrennen sollte man das Haus, das Mörderhaus, und jedes Dachschindelchen, das herumliegt, hineinwerfen in die Glut, damit das Gerippe samt Krankheit und Tod mitverbrennt.“ Der Mann leuchtete und Schweißtropfen rannen ihm über das magere Gesicht.



Karl Girardet 1842. Die Hugenotten. (Museum in Neuenburg.)

Zu den bedeutendsten und fruchtbarsten Historien-Malern der Schweiz gehört der Neuenburger Karl Girardet (1813 bis 1871) und sein bestes Werk ist das hier reproduzierte. Die Hugenotten, in einer heimlichen Höhle um ihren Prediger versammelt, werden von den Dragonern des Königs überfallen und brutal auseinander gerissen. Man beachte die schöne Symmetrie des Gemäldes: die wild zugreifenden Krieger links und rechts, die gottergebene Passivität des Menschenhäufleins in der Mitte.

„Das sollte man,“ sagte Martin ernst. „Aber wer gibt sich dazu her, das zu tun?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Schultheißen-Schloß in Büren a. A.

Der fünfte Band des großangelegten Werkes „Das Bürgerhaus in der Schweiz“, der eben in seinem ersten Teil im Verlage Orell Füssli, Zürich, erschienen ist (herausgegeben im Auftrage des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins), behandelt den Kanton Bern. Er wird unstreitig der interessanteste Band des Prachtwerkes sein, wenn er einmal vollständig vorliegt. Denn nicht nur umfaßt der Kanton Bern schon räumlich das größte und mannigfaltigste Studienmaterial, das ein Schweizerkanton aufweisen kann, sondern seine historische Entwicklung war dem Bürgerhaus in mehr als einer Hinsicht förderlich. Jahrhunderte lang stand das Land unter der soliden, die behagliche und komfortable Wohnweise liebenden Verwaltung eines konservativen Patriziates. Es entstanden überall im Bernerlande herum jene Landvogteihäuser, Landadelshäuser, Rathshäuser, Pfarrhäuser und Familienwohnsitze, die uns noch heute durch ihre edlen Bauformen und ihre vornehme Behäbigkeit auffallen und da und dort einem Stadtbilde oder Landschaftsbilde das Gepräge geben.

Am interessantesten sind in dieser Hinsicht die alten Landstädtchen, die zufolge einer ungünstigen Verkehrslage



Büren an der Aare.

die industrielle Entwicklung nicht in dem Maße mitmachen, daß ihre ursprüngliche Anlage gesprengt und ihre alten Bürgerhäuser ein Opfer der modernen Bautätigkeit geworden wären. Sie zeigen noch unverfälschte alte Fassaden und Grundrisse, und da und dort hat feinfühligste Pietät auch Details, wie Beschläge, Schlösser, Getäfer, Stukkaturen, Gesimseverzierungen, Defen und sogar ganze Zimmereinrichtung aus Urgroßväterzeiten unberührt gelassen. Der „Scharnachtalhof“ und der „Rosengarten“ in Thun, die Rathhäuser in Erlach und Nidau sind gute Beispiele hiefür.

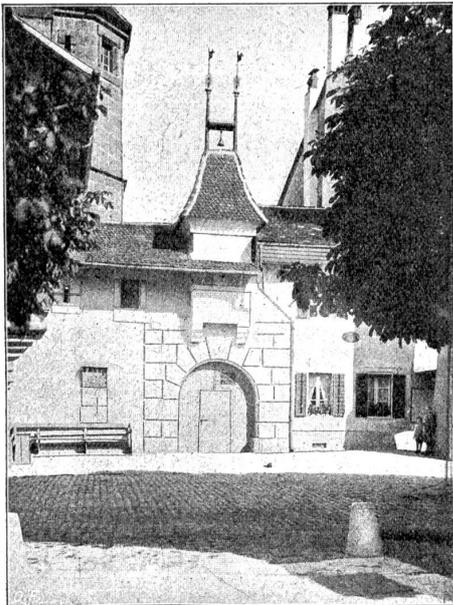
*

Als mit Beginn der Renaissance der Sinn für Behaglichkeit der Wohnweise aufblühte, wurden verschiedene alte Landvogteihäuser im Auftrage und auf Kosten der Regierung umgebaut und modernisiert, da die mittelalterlichen Burg-

So bekam 1620 auch der „Schultheiß“ von Büren eine standesgemäße Wohnung in dem Schloß, das heute noch steht und das Wahrzeichen des Aare-Städtchens bildet. Der Bau ist bis heute, nach bald 300 Jahren, in der Grundanlage unverändert geblieben, wie der Vergleich mit dem Deibildchen von Joseph Blepp, das nebenstehend in einer Reproduktion wiedergegeben ist, beweist. Das rechteckige Haupt- und Wohngebäude sieht mit seiner von zwei Erkern flankierten Giebelseite nach dem Kreuzplaz hin. Dem sechs-eckigen hohen Treppentürmchen schließt sich stadtwärts ein geschlossener Hof an, dessen hintere Seiten die Gefängnisse enthalten. Den Hof betritt man durch einen türmchengeschmückten Torbogen. Das sich an die Schloßanlage rechts anschließende Bürgerhaus läßt die Berner Arkaden erkennen, die noch heute für den untern Teil des Städtchens charakteristisch sind.

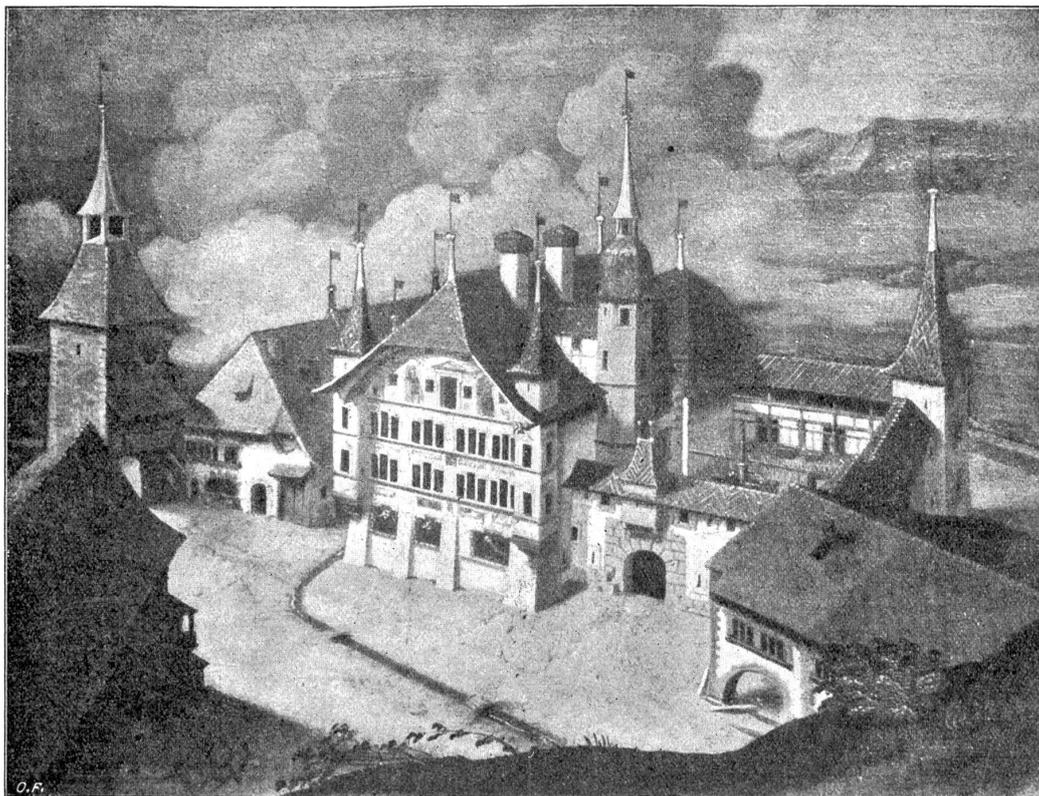
Stark verändert hat sich in neuerer Zeit die westwärts anschließende Partie des Städtchens. Das zum alten Schloße gehörige Zehnt- und Dekonomiegebäude ist verschwunden; an seiner Stelle steht das neue Post- und Bankgebäude, leider in einem Stil gehalten, der mit der Umgebung keine Beziehung hat. Durch diesen Bauvorgang wurde der untere Torturm des Städtchens, der hier das Städtchen abschloß (man vergl. die Abb. oben und S. 558), ästhetisch so isoliert, daß auch die treuesten Heimatschutzfreunde den Kampf für Erhaltung dieses ehrwürdigen Zeugen des Mittelalters als aussichtslos aufgaben. Im Jahre 1903 wurde der Torturm, nachdem eine erregte Polemik über den Fall gewaltet hatte, abgebrochen. Büren war um eine historische Merkwürdigkeit, nicht aber um eine Schönheit ärmer geworden.

Durch mehrfache Renovationen wurde auch das Schloß selbst verändert. Der heutige Treppenturm zeigt einen einfacheren Dachspitz, als wie ihn die Bleppsche Zeichnung wiedergibt. Die Decken und Wandvertäfelungen, Fußböden, Defen und Kamine wurden 1752 durchgreifend umgebaut. Das Innere zeigt heute nichts Interessantes. Die Räume haben von jeher amtlichen Zwecken gedient und sind darum nüchtern und einfach ausgestattet. Bemerkenswert sind die Spuren einer alten Fassadenebemalung, die heute noch an der Westmauer sichtbar sind. Der Maler Joseph Blepp hatte hier unter anderem einen lebensgroßen „Schimmelreiter“ al fresco hingemalt mit dem Spruch: „Omnia si perdas famam servare memento“. Man deutete das Bild als Allegorie auf den damaligen Schultheiß zu Büren Herrn Jakob Heimberg; es hätten, wie die Erdspalte den edlen



Eingang zum Schloßhof in Büren.

bauten der verfeinerten Lebensart und den Repräsentationspflichten der bernischen Landvögte nicht mehr genügten.



Das landvögtliche Schloss in Büren an der Aare. (Nach einem Oelgemälde von Joseph Plepp aus dem Jahre 1623.)

Römer Jüngling, die Bauschulden sein Vermögen verschlungen. Es ist aber diese Deutung wenig einleuchtend, da die Baukosten eines Amtssitzes nicht von dem Schultheissen, sondern vom Staate getragen wurden.

Mächte der Revolutionen.

Von Alfred Fankhauser. (Schluß.)

Wochenlang dauert der Rausch. Dann kommt die Ernüchterung. Man fragt nach dem Verbleib des Brotes. Man munkelt von heimlichen Festen der Vornehmen. Irgend einer hat Kunde, daß die neuen Herren mit den Tyrannen Zusammenkünfte haben und heimliche Verschwörungen spinnen. Das Volk wittert Gefahr. Die Professoren und Rechtsgelehrten im Parlament sprechen ihm zu klug und zu lang und zu unverständlich. Sie tragen auch deutlich genug zur Schau, daß ihre Herzen nicht mit dem Volke schlagen. Man kann nicht mit ihnen sprechen, wie man es gewohnt ist. Sie wollen nicht in der gemeinen Schenke trinken; sie fahren und scheuen sich, unter Fußgänger zu geraten. Haarschnitt, Kleidung, Hut und Schuh unterscheiden sich sehr von dem Mann in der Bluse und im dunklen Hemd. Wenn sie auf den Straßen erscheinen, runzeln sich die Stirnen der Arbeiter und einer ruft dem andern zu: „Gesehen? Ist einer wie der andere.“ Ein Widerstand erhebt sich in den Volksversammlungen gegen die gelehrten Führer. Das Volk sucht andere Namen. Neue Gruppen bilden sich. Neue politische Zirkel. Sie werden kälter, mißtrauischer, radikaler. Intelligente Gesichter aus dem Volk erheben sich und werden im Handumdrehen zu Führern dieser Zirkel. Sie stellen neue Programme auf. Neue Schlagwörter entstehen und werden durch die Straßen von Haus zu Haus getragen. Ein erster Aufstand erfolgt. Die neue Regierung greift energisch ein. Mit einem Male wird es der Masse klar: „Verraten!“ Sie glaubt daran, wie sie bisher an Alles glaubte. Sie verflucht die alten Führer, ungerechterweise, wie sie früher ungerechter-

weise in ihnen Engel sah. Nun tritt sie in selbständige Aktion. Sie sucht ihre Programmpunkte zu ordnen, stellt sie dem Programm der bisherigen Parteien gegenüber. Und mit schmerzlichem Staunen erklären die bisherigen Führer: „Warum vertraut ihr uns nicht? Warum stellt ihr neue Programme auf? War es anfangs nicht so und so? Warum schwenkt ihr jetzt ab, da ihr doch so fest zu uns standet?“



innenseite des Schlosshofes.

Rodzjanko, der Führer der revolutionären Dumafraktion, erklärt in Moskau vor dem versammelten Kongreß mit